



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Der Roman**

**Keiter, Heinrich  
Kellen, Tony**

**Essen, Ruhr, 1912**

6. Die Leidenschaften.

**urn:nbn:de:hbz:466:1-33498**

## 6. Die Leidenschaften.

Kenntnis des Gemüts allein genügt für den Romandichter noch nicht — er muß auch in das Wesen der menschlichen Leidenschaften tief eingedrungen sein. Die Leidenschaften spielen ja im Roman die größte Rolle, wie denn überhaupt „das Ideal des Dichters der leidenschaftliche Mensch ist“.<sup>10)</sup> Auf die Leidenschaften selbst einzugehen, ist hier nicht der Ort, es kann nur darauf ankommen, darzulegen, was in künstlerischer Hinsicht bei Darstellung der Leidenschaften verlangt wird. Das ist Vollständigkeit und Klarheit. Ohne Mühe sollen wir in das Werden, Wachsen, Wirken und Vergehen der Leidenschaft eingeführt werden. In der „Verlorenen Handschrift“ herrscht eine solche Klarheit nicht überall. Die Frage: Liebt der Professor die Prinzessin? bleibt ungelöst. Ebenso findet die Leidenschaft des Fürsten nicht immer den gewünschten Ausdruck. In „Soll und Haben“ ist der Umschlag in der Liebe Antons zwar begreiflich, aber das ist nicht Verdienst des Dichters, sondern des Scharfsinns des Lesers. Die Andeutungen, welche Freytag über diesen Punkt macht, sind zu dürftig. Unklar ist auch in der Dindlage Roman „Tolle Geschichten“ die Szene, in welcher Moritz um Solos Hand anhält. Wir fragen, mit welchem Rechte? Was ist zwischen ihm und Solo vorgegangen? Liebte er sie und ist er ihrer Gegenliebe sicher? Höchst anschaulich ist dagegen Auerbach in „Auf der Höhe“. Da bleibt nichts rätselhaft, nichts im Dunkeln. Gleich meisterhaft ist die Entwicklung des Seelenzustandes Friedrichs in dem Roman „Der Sonnenwirt“ von Kurz.

Besondere Rücksicht muß der Dichter nehmen auf die Motive, die Umwandlungen herbeiführen, Taten veranlassen, oder auf die Entwicklung der Leidenschaften einwirken können. Die Charaktere müssen stets „auf dem leicht verständlichen Grundzuge des Wesens der Personen beruhen und nicht auf einer Spitzfindigkeit ihres Urteils oder auf einer Besonderheit, welche als zufällig erscheint“.<sup>11)</sup>

<sup>10)</sup> Deutscher Merkur, 1776. S. 1048—1050.

<sup>11)</sup> Freytag: Technik des Dramas. S. 265.

Die Motive sind äußerer und innerer Natur. Die ersteren aber sind nur dann wirksam, wenn eine innere Anlage ihnen entspricht, wenn zu dem äußeren Antrieb sich gleichzeitig noch ein innerer gesellt. Es zeigt sich das besonders in der Liebe. Auf einen geistig und gemüthlich gebildeten Mann mit einem ausgeprägten Schönheitsgefühl wird ein schönes Weib immer Eindruck machen. Ob dieser Eindruck sich aber bis zur Liebe steigert, das hängt von dem Grade ab, in dem er sich ihrem Geiste und Gemüte verwandt fühlt. Und so in vielen anderen Fällen. In ganzer Stärke wird ein Motiv wirken, wenn dem äußeren in gleicher Stärke ein inneres entspricht. So z. B. in der Liebe Münzers zu Antonie von Hohenstein (in Spielhagens Roman). Zuerst fühlt sich Münzer hingewunden von den unwiderstehlichen körperlichen Reizen Antoniens; sein Geist, erfüllt von den Schönheitsidealen der Alten, fühlt hier zum ersten Male die Majestät einer edlen Frauengestalt voll und ganz auf sich wirken (äußeres Motiv). Und in eben diesem Weibe findet er eine seinem Wesen durchaus verwandte Natur; wie er, erhebt auch sie sich stolz lächelnd über die Kleinlichkeit eines philiströsen Daseins; wie er, besitzt sie eine große Seele; wie er, ist sie imstande, einem Ideal Leib und Leben zu opfern; wie er endlich besitzt sie eine gewaltige Leidenschaft, deren Ausbruch nichts zu hemmen vermag (inneres Motiv). Deshalb glaubte Münzer diesem Weibe und keinem anderen seine Liebe schenken zu müssen. Sein eigenes Weib war ihm innerlich fremd und verstand nichts von seinem faustischen Drange, die ganze Welt in sich aufzunehmen; das innere Motiv fehlt. Ebenso bei Wolfgang in demselben Romane. Er liebt anfänglich Camilla, angezogen von ihrer äußeren Erscheinung. Bald aber fühlt er, daß sie eine ganz andere Geistesrichtung besitzt — er verläßt sie.

Sobald der Dichter nur ein äußeres Motiv wirken läßt, drängt sich dem Leser sofort das Bewußtsein der Unwahrscheinlichkeit auf. Das ist der Fall in Brachvogels Roman „Friedemann Bach“, in dem Graf Brühl jahrelang in den Schlingen der schönen Kallowrat liegt, ohne daß dieses Weib etwas anderes aufzuweisen hätte, als ihr bißchen Schönheit. In Boz' „Oliver Twist“ lebt ein Mädchen, Nancy, in der niedrigsten Gesellschaft, in der Gesellschaft eines der rohesten

Menschen, der keiner edlen Regung fähig ist und es jeden Augenblick mißhandelt. Trotzdem aber bleibt Nancy bei ihm und schlägt alle Anerbietungen von anderer Seite aus. Was ist es denn, das sie an Sifas fesselt? Unstreitig liebt sie ihn — aber was hat er Anziehendes für sie? Darüber läßt uns der Dichter vollständig im Dunkeln. Völlig verborgen bleiben uns auch die Beweggründe, aus denen sich dasselbe Mädchen für Oliver opfert. In Alexis' „Isengrimm“ sehen wir wohl den Ausbruch der Liebe Malschens zu dem Kandidaten Mauritz, aber wir erfahren die Motive nicht, die ihre Entstehung veranlaßten.

Somit hat das berühmte Wort: „Liebe ist blind“ keine Geltung im Roman. Denn hier hat der Leser ein Recht nach dem Warum zu fragen, und der Dichter hat die Pflicht, ihm eine befriedigende Antwort zu geben. Jeder seelischen Erregung muß eine zureichende Ursache entsprechen.

Nun gelangen wir zu einer Aufgabe des Romandichters, die keineswegs die leichteste ist und der selten im rechten Grade entsprochen wird: *Darstellung der Äußerungen der Leidenschaft.*

Was wir zunächst vom Dichter verlangen, ist *Wahrheit, Naturtreue*. Die Äußerungen sollen weder geschraubt, noch schwach erscheinen, sondern in Rede und Handlung vollkommen der Wirklichkeit entsprechen. Es ist klar, daß auch hier gründliche Kenntnis der menschlichen Leidenschaften erste Bedingung ist.

Der Romandichter bewahre in der Schilderung der Liebe eine vornehme Zurückhaltung, und er bedenke, daß es auch noch andere Leidenschaften gibt, die im menschlichen Leben eine große Rolle spielen können. Vielleicht dürfte hier an die Ansicht Manzonis erinnert werden. Man hat nämlich durch den Vergleich der noch erhaltenen Handschrift der „Promessi sposi“ mit der gedruckten Ausgabe festgestellt, daß Manzoni alle jene Stellen, die auf eine lebhaftere Darstellung der Liebesgefühle hinausliefen, im Drucke getilgt hat. Manzoni hat diese Änderungen auch begründet; er bekennt sich zu der Ansicht, daß man nicht so von der Liebe schreiben solle, daß der Geist des Lesers in diese Leidenschaft einwilligt. Er meint, daß die Welt die Liebe nötig habe, aber daß ihrer genug und wohl

sechshundertmal mehr vorhanden sei, als zur Erhaltung unserer Gattung nötig wäre. Daher sei es nicht gut, sie zu züchten und dort zu erwecken, wo es nicht nötig ist. Es gebe andere Gefühle, daran die Welt keinen Überfluß habe und die der Schriftsteller den Gemütern einpflanzen solle, wie etwa das Mitleid, die Nächstenliebe, die Nachsicht, die Selbstopferung. So spricht Manzoni, und trotzdem schuf er ein bleibendes Werk für die Weltliteratur.

Die Darstellung der Leidenschaften soll nicht bloß wahr, sondern auch *w i d e r s p r u c h s l o s* sein. Die Schilderung des Dichters muß mit dem Auftreten und Handeln der betreffenden Personen übereinstimmen. Ein Mensch, den uns der Dichter als einen geistvollen, witzigen Mann vorführt, muß sich auch in der Tat als einen solchen zeigen. An dieser Forderung scheitert so manche Romanfigur. Da soll ein Held mit der Macht seiner Rede alles bezaubern — aber o weh! welch' ein Schwulst von Worten und hohlen Phrasen ist es, den er schließlich vorbringt! Der Leser hat gewiß eine ganz andere Empfindung, als die der „Verzauberung“. Ein anderer soll ein tiefdenkender Kopf sein, und seine Gedanken gehen nicht über den Horizont des gewöhnlichen Menschenverstandes hinaus. Trotzdem aber läßt der Dichter keine Gelegenheit vorübergehen, seinen Liebling mit den schmeichelhaftesten Prädikaten zu beehren. Fielding sagt in „Tom Jones“ (Buch 8) von einem Barbier: „Dieser Barbier war voll Humor, Witz und drolliger Einfälle“ und „der Witz war bei ihm ein unverbesserliches Laster“. Der Leser findet aber leider nichts dergleichen. Ihm scheint der Barbier ein recht trivialer Gesell. Ein Spielhagen, ein Freytag gehen mit solchen Titulaturen höchst sparsam um; wenn sie solche aber anwenden, so haben sie auch Grund dazu. Friß von Fink ist in der Tat ein Kavalier, als welchen Freytag ihn schildert. Bernhard Münzer ist in der Tat eine solche hinreißende Persönlichkeit, als welche Spielhagen ihn vorführt.

Goethe läßt Werther wie Shakespeares Romeo aus einem eben abgebrochenen Liebeshandel vor uns erscheinen. Werther erzählt leichthin, daß er mit Leonoren getändelt habe und die ihm entgegengetragene Liebe nicht erwidern könne. Wir ersehen daraus sofort, daß Werther ein liebenswerter Jüngling

ist und sind nun auch um so mehr beteiligt, wenn wir ihn weiterhin einer unerwiderten Liebe gegenübersehen.<sup>12)</sup>

## 7. Die Darstellung der Charaktere.

Allen Personen des Romans muß Recht geschehen; jede darf nur insoweit hervortreten, als ihre Stellung im Roman-  
ganzen es erlaubt.

Endlich sollen die Personen, wenigstens alle bedeutenden, des Romans volle, ausgerundete Menschen sein. Häufig genug verfallen die Romandichter in den Fehler, nur die Hauptseite eines Charakters hervorzuheben, die untergeordneten Seiten aber zu vernachlässigen. Sie setzen sich als Aufgabe, einen Charakter von dieser oder jener Richtung zu schildern, heften ihre Aufmerksamkeit hartnäckig nur auf eine Eigentümlichkeit, und bringen so eine durchaus schematische Charakterzeichnung hervor. Schematische Charaktere haben anfänglich besonders für den oberflächlich Gebildeten etwas anziehendes; durch das alleinige Hervortreten guter oder schlechter Charakterzüge gewinnt die Gestalt scheinbar an Frische und Anschaulichkeit. Deshalb ist auch diese Charakterzeichnung sehr beliebt bei allen Romanschriftstellern, deren Streben auf nichts anderes hinausgeht, als dem Geschmacke der Menge zu huldigen. Dieser schwärmt für tapfere Tugendhelden sans peur et sans reproche, und schimpft auf das moralische Ungeheuer, das der Dichter ihm zum Gruseln vorführt. Der gebildete Leser aber schreckt zurück vor diesen unwahren Gestalten.

Fügt der Dichter dem Hauptcharakterzuge andere kleinere Züge an, gibt er eine von der Einheit des Hauptzuges durchwaltete Mannigfaltigkeit, so erreicht er das Ziel der Kunst.<sup>13)</sup> Er wird es umso leichter erreichen, je vielseitiger die Personen mit der Außenwelt in Berührung kommen. Die Darstellung

<sup>12)</sup> Auerbach, a. a. O. S. 14 f.

<sup>13)</sup> „Der Charakter muß eine Hauptseite haben, innerhalb dieser Bestimmtheit aber die ganze Fülle und Lebendigkeit bewahrt bleiben, so daß dem Individuum Raum gelassen ist, sich nach vielen Seiten hinzuwenden und den Reichtum eines in sich gebildeten Innern in vielfacher Äußerung zu entfalten.“ (Hegel: Ästhetik. I. S. 306.)